Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 46 (1966-1967)
Heft: 9

Artikel: Polen sucht seinen Weg nach Westen
Autor: Zbinden, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-161907

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wird, die geistigen Grundlagen für die Möglichkeit einer Verständigung erarbeitet werden, um das heute im Vordergrund stehende Angebot, das Jaspers als Forderung formuliert hat, verneinen zu können.

[1]E. Crankshaw, Moskau-Peking, Reinbek-Hamburg 1963. [2]K. Jaspers, Vom Ursprung und Ziel der Geschichte, Frankfurt-Hamburg 1955. [3]K. Jaspers, Wohin treibt die Bundesrepublik?, München 1966. [4]K. Jaspers, Die geistige Situation der Zeit, Berlin 1931. [5]K. Löwith, Weltgeschichte und Heilsgeschehen, Zürich-Wien 1953. [6]J. Vogt, Wege zum historischen Universum, Stuttgart 1961. [7]K. Heußi, Der Ursprung des Mönchtums, Tübingen 1936. [8]E. Benz, Ideen zu einer Theologie der Religionsgeschichte. Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz 1960, Nr. 5. — Über frühere Versuche s. W. Kaegi, Historische Meditationen, Zürich 1942, 242. Der Bericht der jesuitischen Missionare, nach dem man in China schon seit vielen Jahrtausenden habe selig werden können, und die Meinung, daß der Gehalt der chinesischen Religion so positiv zu bewerten ist, «daß das Christentum eine Verbindung eingehen müsse», wurde durch die Kurie 1742—1744 abgelehnt. [9]Augustin, Retractationes I, c. XIII, s. E. Benz, loc. cit. 438. [10]K. Jaspers, s. hier Anm. 2, S. 27. [11]Verfasser, Orientalia 31 (1962), 293. [12]B. Snell, Die Entdeckung des Geistes, Hamburg 1946. [13]A. Jeremias, Allgemeine Religionsgeschichte, München 1918. [14]A. Mirgeler, Geschichte Europas, Freiburg 1954.

Polen sucht seinen Weg nach Westen

HANS ZBINDEN

«Polen ist in der Situation eines Entwicklungslandes», sagte mir ein alteingesessener, genauer Kenner der Verhältnisse, der mit kritischem, aber keineswegs oppositionellem Geiste die Entwicklung seiner Heimat verfolgt. «Es mußte sich innerhalb der kurzen Spanne von zwei Jahrzehnten, nach einer furchtbaren wirtschaftlichen Zerstörung, verbunden mit einer Dezimierung seiner Eliten, aus einem vorwiegend agrarisch-patriarchalisch geprägten Lande von Grund auf neu organisieren und dazu den Einbruch der modernen Technik und Industrie innerhalb einer Generation erleben und zu bewältigen suchen; dies unter einem System, das seinen eigenen politischen und geistigen Traditionen fremd, ja feindlich war. Daß es dabei mit ungeheuren Schwierigkeiten sozialer, wirtschaftlicher und seelischer Art zu ringen hatte, erklärt vieles im gegenwärtigen Zustand. Es mußte ohne die großzügige und freigebige Hilfe des Marshallplans, der dem Westen über die großen Anfangsschwierigkeiten hinweghalf, an die Arbeit des völligen Neuaufbaus gehen. Sich selbst überlassen, zudem dem russischen Nachbarn tributär gemacht, mußte es an seine materielle und kulturelle Regenerierung gehen. Wie viel

auch schon erreicht wurde, es steht in dieser Arbeit immer noch in den Anfängen. Das gilt es zu berücksichtigen, will man die Dinge im heutigen Polen richtig verstehen.» Dieser Hinweis erklärt nicht nur vieles, was den Besucher aus dem Westen häufig befremdet oder sein Kopfschütteln erregt, sondern es wird daraus vor allem verständlich, weshalb Polen heute mit verstärktem Eifer die Verbindung mit dem Westen sucht. Es spürt und weiß, daß es diese nicht nur wirtschaftlich, sondern auch geistig in steigendem Maße braucht und die Zeit hiefür allmählich reif wird.

Verwurzelung im abendländischen Geiste

Nun ist Polen immer ein ausgesprochen westlich orientiertes Land gewesen, ja, in seiner exponierten Lage am Rande Europas bildete es gewissermaßen ein Bollwerk des Okzidents nach Osten, zum asiatisch geprägten Rußland hin. Diese Randlage hat seine Verwurzelung im abendländischen Geiste verstärkt und vertieft. Während des achtzehnten Jahrhunderts füllten sich viele Bibliotheken des Landadels wie der Intelligenz mit den großen Werken der französischen Aufklärung; Diderots umspannende «Encyclopédie» fand dort zahlreiche Abnehmer und Leser. Diese Durchtränkung mit okzidentalem Geiste und dem Denken der Aufklärung übertraf in Polen gar manche Kreise westlicher Gutsbesitzer, Adliger und Schriftsteller. Der Erbfeind aber war und blieb durch die Jahrhunderte hindurch Rußland. Wenn dies heute durch das gemeinsame kommunistische Credo überbrückt oder verwischt erscheint, so bleibt das geistige Anderssein, der Gegensatz, wie ehemals bestehen, ja er tritt gerade dadurch erst dramatisch und tragisch zutage.

Zwar ist heute Russisch — wie einst zur Zarenzeit — die erste Pflichtfremdsprache in den Schulen. Aber immer mehr breitet sich das Erlernen der westlichen Sprachen erneut aus, die früher in Polen vor allem durch Französisch und im ehemals österreichischen Teil durch Deutsch die kultivierten Kreise beherrschten. Überrascht stellte ich fest, wie sehr das Studium des Deutschen zunimmt; so ist erst vor einem Jahr an der Universität Lódz ein germanistisches Institut neu begründet worden. In Wrocław, Warschau, Krakau nimmt die Pflege der deutschen Sprache zu. Denn der nächste Nachbar *im Westen* ist Deutschland. Man würde vielleicht erwarten, daß heute in Polen heftige Abneigung, wenn nicht Haß, gegen alles Deutsche bestehe, gegen die Sprache, in der die SS-Schergen die Befehle zur Vernichtung der polnischen Freiheitskämpfer, der Intelligenz und des jüdischen Volkes gegeben haben und die Zerstörung des Landes betrieben. Davon ist überraschend wenig zu bemerken. Gewiß, das Mißtrauen bleibt. Aber ich glaube, in keinem andern Land, von all denen, die durch das Herostratentum des Dritten Reiches betroffen wurden, herrscht heute so wenig Ressentiment wie in Polen; erheblich weniger als etwa in Frankreich oder in Holland, obwohl Polen unvergleich-

lich furchtbarer als jene Länder von den Himmler-Horden heimgesucht worden ist.

Ja, man gewinnt den Eindruck, daß einer aufrichtigen Verständigung und Zusammenarbeit zwischen dem freien Deutschland und Polen nichts Ernstes mehr im Wege stünde, wenn einmal die Bundesrepublik sich entschlösse, aus freien Stücken und ohne Bedingung, die Oder-Neiße-Linie anzuerkennen — d. h. ohne diese Anerkennung, die eine conditio sine qua non aller polnischen Politik bildet, zum Gegenstand eines politischen Handels oder eines «Austauschgeschäfts» machen zu wollen. Wäre einmal dieser Schritt getan und diese Frage entschieden, dann stünde einer aufrichtigen Annäherung und einer dauerhaften Verständigung zwischen den beiden Völkern nicht nur nichts Ernstliches mehr im Wege, sondern es würde dieses Vertrauen verstärkt und vertieft. Daß Rußland eine solche von der politischen Vernunft gebotene Wendung am meisten fürchtet und sie mit aller Macht zu hintertreiben trachtet, muß jedem Einsichtigen klar sein. Als neutraler Beobachter würde ich nicht zögern zu denken, daß eine polnisch-deutsche Annäherung, als östliches Gegenstück zur deutsch-französischen Verständigung und damit als zweiter Kristallisationskern in einem werdenden Europa, noch wichtiger erscheint als die Wiedervereinigung Deutschlands. Dies umso mehr, als einem bewußt wird, wie gerade in den kulturellen Kreisen Polens, aber auch vielfach im Volke, eine weit spontanere Affinität zum freien Deutschland als zur DDR besteht, die in Polen wenig Sympathien und keine hohe Achtung genießt. Überragt doch das heutige Polen die Ostzone hoch an kultureller Eigenart, an geistigem Mut und immer neu erwachendem Freiheitswillen wie auch an künstlerischer Schaffenskraft. Hier wie anderwärts im Ostblock erweist sich das gemeinsame kommunistische Glaubensbekenntnis als ein äußerst brüchiges und unzuverlässiges Band, das die alten und tiefen Gegensätze nur dürftig zu überdecken imstande ist.

Der polnische Patriotismus

Für den Besucher, der, wie es mir zuteil wurde, Polen in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg aus zahlreichen und oft längeren Reisen und Besuchen kannte, ist heute eines unverkennbar: das Grundwesen hat sich im Kern so gut wie nicht verändert. Die Polen sind, gleichgültig welches ihre ideologische und politische Richtung sei, in erster Linie Polen, das heißt polnische Patrioten. Die Liebe zu ihrem Land ist nach wir vor stark, leidenschaftlich und stolz; ihre Gefühls- und Denkweise erscheint, wenn man die oberflächliche Schutzschicht und Tarnung wegwischt, heute ebensowenig kommunistisch im Moskauer Sinne, wie sie einstmals zaristisch gewesen ist, ungeachtet der langen, stets erneuten Zarenherrschaft. Dazu sitzt ihnen die Freiheitsliebe und das humanistisch-abendländische Erbe, durch die Freiheitskämpfe wie

durch die kulturelle Tradition vieler Elite-Geschlechter tief eingepflanzt, viel zu stark und unerschütterlich im Herzen. Heute wie früher bilden Slowacki, Mickiewicz, Kosciuszko, bis zu Norwid und Wyspianski die hochverehrten, immer gegenwärtigen Leitbilder, die geistigen Leitsterne, an denen sich auch das heutige Polen, in teilweise avantgardistischen neuen Formen und Begriffen, wie einst seine Vorfahren orientiert. Von deren Geiste erscheint heute die Urbanität und Humanität eines Iwaszkiewicz, eines Parandowski oder einer Marja Dombrowska und eines Słonimski nicht weniger geprägt als das Schaffen der jüngeren Generation, wie eines Jan Kott zum Beispiel, des Erziehers der heutigen Theatergeneration Polens. Gewiß, in der äußerlichen Anpassung sind die Polen erfahrene Meister, ja Virtuosen. Sie ist ihrem idealischen Sinne durch Klugheit und gesunden Realismus aufgenötigt worden; die erzwungene Anpassung an den russischen Nachbarn und seine Übermacht ist Polens Schicksal gestern wie heute, unter der Fahne des Zaren wie unter dem Zeichen von Sichel und Hammer.

Es ist kein Zufall, daß man in Polen immer viel Sympathie, ja eine ausgesprochene Vorliebe für die Schweiz empfand, sie gar in einer fast mythischen Weise verherrlichte, die den nüchternen und selbstkritischen Schweizer bisweilen nicht wenig in Verlegenheit setzte. «Polen ist der Winkelried Europas» war der Spruch, mit dem ich oft auf meinen einstigen Reisen vor dem Kriege angesprochen wurde, in Erinnerung an die harten Kämpfe, die Helvetien wie Polen gegen mächtige Unterdrücker und Bedroher immer wieder ausfechten mußten, ohne den Willen zur Freiheit zu verlieren. Nirgends hat Pestalozzi so viele begeisterte Verehrer wie hier.

Führerrolle der Schriftsteller

Wo wäre diese Haltung deutlicher fühlbar und wo würde sie sich immer neu bekunden, wenn nicht in den Bereichen der Dichter, Schriftsteller, Männer und Frauen des schaffenden Geistes. Es sind jene Kreise, die von jeher im polnischen Volke eine Verehrung fanden und ein Ansehen genossen, um die sie die Literatur anderer Länder — etwa der Schweiz oder Amerikas — beneiden könnte. In Polen hat die Stimme und die Meinung des Dichters, des Schriftstellers stets ein Echo gehabt und eine Geltung besessen, die das Wort des Politikers, des Staatsmanns, der Wirtschaftler und der «Offiziellen» an Bedeutung weit überragte. Der Essay eines bekannten Autors, ein Leitartikel eines Dichters war oft ein viel erregenderes Ereignis als Ministerreden und Politiker-Deklarationen.

Das hat sich auch heute nicht geändert. Es ist eindrucksvoll zu sehen, wie stark die innere Wirkung der Vertreter dieses Geistes, der Träger des abendländischen liberalen Gewissens heute noch ist. Wo eine Marja Dombrowska, die 1965 allzu früh der Heimat und dem Abendland entrissene, längst Nobel-

preis-Würdige, mit ihrer klaren, festen Stimme ihrem Gerechtigkeitssinn und ihrer Überzeugung zwingend Ausdruck gab, ruhig, nicht kämpferisch, aber umso packender, da mußten selbst die höchsten Machthaber und ihre Sprecher verstummen. Da ragte der Geist hoch über allem Machtgezänk. Oder wenn ein wortgewaltiger, scharfer Geist wie Antoni Słonimski die Widersprüche diktatorischer Unterdrückung durch das Gomulka-Regime mit schneidender Ironie bloßstellt und die magern Argumente eines ängstlich-hilflosen Systems schonungslos zerzaust, da verschlägt es selbst den Parteigrößen den Atem, und sie haben für den Spott weit herum im Volk nicht zu sorgen. Jede neue Verfolgung von Schriftstellern steigert nur das Ansehen des literarischen Wortes und des freien Geistes.

Das wissen die Machthaber genau. Denn auch sie sind vor allem und in erster Linie Polen, dann erst kommunistische Ideologen. Manche versuchen beides zu versöhnen, in ehrlichem Wollen; sie erhoffen eine neue Synthese, eine Symbiose dieser beiden Dinge, die doch in ihrem Kerne unvereinbar erscheinen. Bei manchen begünstigt dies eine doktrinäre Verhärtung oder gar eine illusionistische Interpretation. Im ganzen aber ist zu sagen, daß sich in Polen die Partei- und Staatsgewalt im allgemeinen durch Zurückhaltung auszeichnet, Zurückhaltung nicht so sehr im politischen Credo, als in den Methoden der Machtanwendung. Sie trachtet, innerhalb der durch die Machtlage gezogenen Schranken dem geistigen Leben einen gewissen Spielraum zu gewähren, sie bemüht sich um eine Elastizität, die schmiegsamer erscheint als in andern totalitären Staaten des Ostens, oder Spaniens, Portugals.

Wie in Rußland, in Jugoslawien, in Bulgarien erleben wir auch in Polen immer wieder die Auflehnung des freien Geistes durch das Wort der literarischen Träger. Die jeweilige Unterdrückung nimmt aber in Polen selten die grausame, selbstmörderische und brutale Gestalt an, wie wir sie aus andern Gewaltherrschaften kennen. Denn auch die Männer der Partei und des Regimes wollen und können ihre Zugehörigkeit zu den glorreichen Traditionen und Leitbildern ihres Landes nicht ganz verleugnen, höchstens versuchen sie, sie anders zu interpretieren, «to make the best of it». Sie scheinen ehrlich überzeugt, daß der jetzige Weg ihr Land einer glücklicheren Zukunft entgegenführt, wobei sie ohne weiteres zugeben, daß viele Fehler begangen wurden und weiter vorkommen. Es gibt da, wie in jeder Diktatur, eine ganze Stufenleiter der Härte- und Weichegrade, des Vermittelns und des Lavierens. Nirgends aber ist der Zwang zu einer vorsichtigen und immer wieder abtastenden Herrschaft so stark wie in Polen.

Wie der Tourist das Land erlebt

Man muß diese Zusammenhänge bedenken, will man die zwiespältigen Eindrücke verstehen, die das heutige Polen dem westlichen Besucher bietet.

Dabei erscheint die sich ständig aufdrängende Frage, ob ein Aufbau im Geiste freier Wirtschaft durch den Antrieb unbehinderter wirtschaftlicher und geistiger Initiative nicht unvergleichlich rascher und wirksamer vor sich gegangen wäre, leider als müßige, rein theoretisch-hypothetische Frage. Denn Polen, einmal hinter den Eisernen Vorhang geraten, hatte keine Wahl mehr. Für den Beobachter aus dem Westen ist die bürokratische Schwerfälligkeit, die Rückständigkeit der Wirtschaft, verbunden mit der Korruption und dem Leerlauf, eine ganz eindeutige Illustration und Bestätigung: Es geht heute in Polen, außer den Parteimachthabern, den Bauern relativ am besten, besser als der Großzahl der Arbeiter und Angestellten, nachdem das Regime klugerweise darauf verzichtet hat, die Landwirtschaft zu kollektivieren. Hier stieß das russische Vorbild auf eine unüberwindliche Schranke. Es gibt nur wenige Kolchosen. Die großen Güter wurden aufgeteilt in viele kleine Betriebe. Die im Bauernstand herrschende Blüte kontrastiert auffallend zu der äußerst bescheidenen Lebenshaltung der übrigen Bevölkerung; sie illustriert so innerhalb des Landes selbst anschaulich die Überlegenheit freien Wirtschaftens und individueller Initiative gegenüber der dirigistischen Staatswirtschaft. Wo fast jeder Erwachsene ein Staatsangestellter ist, kann es nicht überraschen, daß die übliche Beamtenmentalität sich breit macht; in einem Lande wie Polen, wo der Beamte nie großes Ansehen genoß und sich selten durch übereifriges Verhalten auszeichnete, bedeutet dies, daß jeder seine Mindestpflicht erfüllt, darüber hinaus geht die Verantwortung und der Arbeitseifer aber in der Regel kaum. Das durchdringt die gesamte amtliche Praxis, die sich, da alles staatlich bürokratisch organisiert ist, bis in die alltäglichsten Formen und Wirkungen erstreckt. Man wird «abgefertigt», man ist eine Schalternummer, die «an die Reihe kommt»; Schlangestehen ist heute in Polen, vor Lebensmittelgeschäften, an den Haltestellen von Tram und Bus und an vielen andern, amtlichen und geschäftlichen Stellen, das gewohnte Bild. Wieviel fruchtbare Arbeitszeit auf diese Weise unnütz vertan wird, scheinen die eifrigen Wirtschaftsstatistiker, die das Volk mit Plakaten voller optimistischer Aufbauzahlen zu überzeugen trachten, bisher nicht ausgerechnet zu haben. Es ergäben sich geradezu astronomische Ziffern an unnütz vergeudeter Zeit und an Leistungsverlust.

Der Tourist, um den sich Polen heute in der Welt so eifrig bewirbt, muß oft harte Geduldsproben bestehen. Im Restaurant stehen die Kellner in Scharen herum; bis aber einer im halbleeren Saal sich herbeiläßt, den Gast nach seinen Wünschen zu fragen, darf dieser eine oft recht lange Zeit warten. Noch länger gehts, bis das Bestellte endlich aus der Küche auftaucht, am längsten aber, wenn es an die Bezahlung der Rechnung geht. Da hilft manchmal nur ein resolutes Aufstehen und Weggehen, dann bekommt die Kellner-Beamten-Natur plötzlich Beine. In den Läden wird man sozusagen «amtlich» bedient, wenn in einem sozialistischen Staate überhaupt das Wort «bedienen» noch angängig ist. Entgegenkommende oder gar hilfreich beratende Betreuung

ist die Ausnahme. Es werden ein paar Waren, die vielleicht im Schaufenster stehen oder auf dem nächstbesten Regal liegen, vorgelegt. In einem Geschäft sah ich eine eingerahmte Reproduktion eines bekannten polnischen Gemäldes. Ich bat um die gleiche Reproduktion, jedoch ungerahmt. Achselzucken des sehr netten Ladenfräuleins: «Wir haben nur dieses Bild hier.» Ob vielleicht Reproduktionen anderer Maler zu haben seien? «Nein wir haben keine.» Und sie zog sich zurück, um mit ihren ebenso reizvollen Arbeitskolleginnen die interne Plauderei fortzusetzen. Mir blieb nur stummes Bedauern über solche Art von «Kulturwerbung».

Man würde auch erwarten, daß ein Land, das über eine so reiche Kultur und wertvolle Denkmäler verfügt, für deren Bekanntmachung mehr tut. In Krakau suchte ich in vielen Geschäften nach einigen Postkarten mit Wiedergaben des Veit-Stoß-Altars. Ich konnte keine finden. Im Museum Czartorisky, wo das berühmte Bildnis einer jungen Frau von Leonardo hängt, das ständig viele Besucher anzieht, war weder eine Photo noch auch nur eine Postkarte dieses Werkes zu bekommen. Dabei sind dies ja keine kostspieligen Ansprüche. Der Druck eines einzigen der zahllosen Plakate, mit denen Polen für den Tourismus wirbt, würde ausreichen, diese bescheidenen Wünsche zu erfüllen, an die nun einmal der kunstliebende Reisende im Westen gewohnt ist.

Die polnische Küche hat gegenüber früher leider erheblich an Qualität nachgelassen. Alles ist etatisiert. Nun hat schon Ilja Ehrenburg herausgefunden, «daß die Staatsbürokratie zwei Dingen am wenigsten zuträglich ist: der Poesie und der Gastronomie». Selbst in erstrangigen Hotels ist die Verpflegung mittelmäßig. Gute Restaurants sind selten und meist nur dem Eingeweihten bekannt. Ein gemütliches Zusammensitzen in einem freundlichen, einfachen Lokal ist kaum möglich. Die wenigen erstklassigen Hotels — sie lassen sich für das ganze Land ziemlich rasch aufzählen — sind aber vorzüglich, manche gut modernisiert.

Die meisten Waren, Lebensmittel ausgenommen, sind teuer. Für ein Paar Schuhe muß ein Arbeiter fast einen halben Monatslohn rechnen, für ein Kleid den von drei oder vier Wochen. Ein junger Universitätsassistent, der im Monat 1800 Zloty (ca. 350 SFr. in Touristenzloty) verdient, bezahlt für sein Zimmer als Untermieter bei einer Arbeiterfamilie 500 Zloty. Er muß durch Stundengeben, Übersetzungsarbeiten usw. sein unzureichendes Einkommen zu vermehren trachten und klagte, daß ihm so gut wie keine Zeit für seine wissenschaftliche Fortbildung bleibe. Die Ärzte sind als Beamte des Gesundheitsdienstes gezwungen, eine Privatpraxis zu betreiben. Diese beansprucht sie in ihrer «Freizeit» so sehr, daß auch sie kaum Zeit finden zu ihrer weiteren Ausbildung und zum Vertrautwerden mit den Fortschritten ihrer Disziplin. Kurz, im Alltag wie in den weiterreichenden Verhältnissen macht sich das Lähmende, Energieverschwendende und Unrationelle der staatlich gelenkten allbürokratisierten Wirtschaft bemerkbar.

Langsamer Fortschritt, eindrücklicher Wiederaufbau

Man würde gerne Erfreulicheres melden, angesichts der riesigen Anstrengungen des Landes, den Lebensstandard des Volkes zu heben und die Industrie zu entwickeln. Beobachtet man aber all diese kleinen Zeichen und summiert man sie, so ist man kaum erstaunt, daß alles so langsam fortschreitet, ja man ist eher verwundert, daß es trotzdem langsam besser wird. Nun läßt sich eben auch in einem dirigistischen Staate der Einzelwille zur Besserung, zum Höherkommen nicht ersticken, und so sucht jeder innerhalb der ihm gezogenen engen Möglichkeiten auch «to make the best of it», der eine mit Schwarzhandel oder mit Schwarzarbeit, der andere mit Nebengeschäften und Nebenarbeit aller Art — alles nicht zum Vorteil seiner Arbeitsqualität.

Zu diesem eher düstern Bilde des polnischen Alltags gibt es jedoch einige eindrucksvolle, leuchtende Gegenbilder, in denen sich die Kraft und Begabung des polnischen Volkes überraschend kundgibt, und die dem Besucher hohe Achtung abnötigen. Da ist vor allem der Wiederaufbau der Hauptstadt selbst[1]. Aus einer grauenvollen Trümmerstätte, die weithin nur noch Stein- und Staubwüste war, ist innert zweier Jahrzehnte in Warschau eine moderne Stadt erstanden, mit prächtigen, eleganten Alleen, kühnen, modernen Hochbauten, mit weiten, ganz neuen Wohnvierteln, wie beispielsweise auf dem ausgedehnten Areal des einstigen Ghettos, wo heute freundlich angelegte Wohnblöcke mit genügenden freien Zwischenräumen, Grasfluren, kleinen Parks für den sozialen Aufbauwillen zeugen.

Daß die Stalin-Ära der Stadt ein bleibendes «Denkmal» hinterließ, in Gestalt des «Kulturpalastes», eines 270 m aufgetürmten bombastischen Kolosses, dafür kann das heutige Warschau nichts. Es rächt sich für diese protzige Verschandelung seiner Stadtmitte und Silhouette durch ungezählte Witze. So zeigte man den Bau einem berühmten amerikanischen Architekten und bat ihn um sein Urteil. Er schwieg. Bedrängt, sich doch zu äußern, meinte er schließlich, es tue ihm leid, nichts darüber sagen zu können. Er sei Architekt, nicht Zuckerbäcker. Leider ist der Bau haltbarer als die Gebilde der Zuckerbäcker, und die Warschauer müssen sich damit resigniert abfinden. Im Innern hat unter anderem der Pen-Club seine geschmackvollen und freundlichen Empfangs- und Bibliothekzimmer, befinden sich viele Konzertsäle, Theater- und Ausstellungsräume. Sie haben den Vorzug, daß man in ihnen den Bau nicht sieht und ihn vergißt. Sehr viel wird in Warschau und in ganz Polen getan, um ehrwürdige Baudenkmäler früherer Zeit, die der Krieg ganz oder teilweise zerstörte oder die durch die Deutschen gesprengt wurden, wieder aufzurichten und instand zu stellen. Hier gebührt dem Kunstpfleger und Museumsdirektor in Warschau, dem Schöpfer und Leiter des neuen Nationalmuseums, Professor Lorentz, hohe Anerkennung. Ihm und seiner umsichtig zielsichern Initiative ist eine Restaurierungstätigkeit zu danken, die innert

kurzer Zeit geradezu Wunder der Instandstellung vollbracht hat. So wird übrigens auch hier, an einem persönlichen Beispiel, erkennbar, wie viel man erreicht, wenn man dem Einzelwillen freie Bahn läßt und ihm einfach das Nötige an die Hand gibt, dessen er bedarf, ohne ihm mit bürokratischer Pedanterie lästig zu fallen. Hier in diesem Wiederaufbau wird die tiefe Liebe der Polen zu ihrer Heimat und ihrem Erbe, inmitten aller Zerstörung, ungeachtet aller heutigen Erschwernisse, unmittelbar greifbar. Nirgends vielleicht so umfassend und eindrücklich wie im Neu-Aufbau der berühmten Altstadt, des «Stary miasto», die die deutsche Besatzung fast ganz dem Erdboden gleichgemacht hatte. Mit einer Hingabe, Ausdauer und handwerklich-künstlerischen Sorgfalt ist hier Stein um Stein, Haus um Haus, Gasse um Gasse wieder gemäß ihrer früheren Gestalt hergestellt worden, auf Grund genauer Pläne, Zeichnungen, nicht zuletzt mit Hilfe der Gemälde, die Canaletto von der Stadt angefertigt hatte. Nun steht dieser älteste Kern Warschaus wieder in seiner einstigen Schönheit da, bereichert durch die mächtige Stadtmauer in Ziegelstein; das malerische große Viereck des Marktplatzes, umstanden von anmutigen, schmalen Hausfassaden, die zahllosen Innenhöfe, Treppen, Bogen — alles ist wieder erstanden, heute schon mit Patina bedeckt, bewohnt wie einst, mit rührigen Geschäften, belebten Cafés, mit Kapellen und dem alten mächtigen Dom, mit den zierlichen Renaissance- und Barockportalen. Jedes Gefühl einer «künstlichen» Wiederbelebung oder gar des «Musealen» schwindet hier sofort.

Liebevolle Pflege ehrwürdiger Kultur

Ähnlich sind auch die vielen vornehmen Adelspaläste der berühmten polnischen Magnaten, vorwiegend aus der Zeit des Barocks und der Klassik, die während des Kampfes um Warschau und des Aufstandes schwer mitgenommen worden waren, wieder in ihrer stillen, gediegenen Schönheit erstanden. Inmitten der oft fragwürdigen Modebauten und ihres Schwelgens in Glas, Stahl und Beton oder nahe dem plumpen Steinkoloß der neuen Oper mit ihren geistlos öden Kolonnaden, wirken diese Paläste wohltuend, beruhigend; sie künden von einem Sinn des Maßes, der anmutigen Eleganz, des heitern Lebens, das sich hier entfaltete. Ihnen gesellen sich rings um Warschau die Königssitze, wie Jablonna, das reizvolle, prächtige Wilanów, und viele andere. In Jablonna hat die polnische Akademie ihren Sitz, hier können sich ihre Mitglieder und Gäste zu längerer, stiller Arbeit oder zur beschaulichen Erholung, zum spontanen, ungestörten Gespräch zurückziehen. Was hätte etwa die reiche, unzerstörte Schweiz Ähnliches für ihre geistig Schaffenden, ihre Dichter und Gelehrten aufzuweisen?

Vielleicht mag es fast paradox erscheinen, daß ausgerechnet eine revolutionäre und obendrein materialistische, marxistische Herrschaft sich so liebevoll um die Zeugen der traditionellen Kultur bemüht, deren Geist zu den offiziellen politischen Idealen des heutigen Polen vielfach in diametralem Gegensatz steht. Man bedenke, wie etwa die Französische Revolution gegen die gotischen Kirchen und Kathedralen und ihren künstlerischen Schmuck der Portale und Farbenfenster gewütet hat und unzählige Schlösser schleifte und zerstörte! Aber von diesem düstern Beispiel abgesehen — wie häufig haben gerade revolutionäre Regimes es sich eifrig angelegen sein lassen, ungeachtet ihres umstürzlerischen Credos, die Pflege alter Denkmäler ostentativ zu fördern, als wollten sie, im instinktiven Erspüren der Gefahren der Leere und des Unterbruchs organischer Zusammenhänge, sich der Lebenswurzeln ihres Landes versichern? Ähnlich hütet man in Moskau heute eifersüchtig die alten Ikonenschätze. Im Kulturellen wiederholt sich hier, was, im größeren Maßstabe, sich im Kriege Rußlands gegen die Deutschen ereignete: Nicht im Namen des Marxismus und der kommunistischen Revolution, deren Ziele dem russischen Volke ohnehin kaum zugänglich waren und wenig bedeuteten, sondern durch die Mobilisierung der alten großen russischen Tradition, durch Beschwörung der Vision von «Mütterchen Rußland» hat Stalin vermocht, das russische Volk für den Kampf gegen den Feind zu gewinnen und es zum Siege zu führen. Die politische Ideologie hatte höchstens für eine kleine Führerschicht Gewicht und Kraft.

So scheint es auch hier, in Polen, erneut bestätigt: mehr als durch die revolutionäre Ideologie gewinnt das Regime das Volk für sich durch solche Leistungen zur Wiederherstellung und Erhaltung der heimatlichen Denkmäler.

Sozialer Ausgleich nach der Mitte

Haben sich die Polen in ihrem Wesen wenig verändert und tritt die neue politische Ideologie in ihrem Denken kaum zentral in Erscheinung — (unter den vielen, einfachen wie gebildeten Menschen, die ich traf, hatte ich einige Mühe, ab und zu einen militanten Kommunisten zu finden) —, so weist die Zusammensetzung der Bevölkerung in sozialer und beruflicher Hinsicht eine umso stärkere Umgestaltung auf. Es ist eine Art Ausgleich nach der Mitte zu eingetreten. Die Abstände scheinen verringert, die Demokratisierung hat gesellschaftlich umso mehr Fortschritte gemacht, je weniger sie in der politischen Aktion erkennbar wird und je weniger die demokratischen Freiheits- und Gleichheitsrechte gelten. Bekanntlich sind auch die Wahlen der Abgeordneten eine Scheinformalität, die man sich ebenso gut ersparen könnte. Sie haben mit wirklichen demokratischen Wahlen nichts gemeinsam, und von

offenen Parteikämpfen oder dem freien Austragen von Gruppengegensätzen kann keine Rede sein. Hier herrscht der Dirigismus fast schrankenlos, der innerhalb der sonstigen Lebensbereiche weit weniger durchzudringen vermag. Die frühere liberale Schicht, die gleichsam die kulturelle Aristokratie des Landes darstellte, ist bis auf wenige Reste verschwunden. Das ist nicht nur die Folge der radikalen Ausrottung der polnischen Intelligenz und der Juden durch die Nationalsozialisten, sondern eines Erwachens neuer Volkskreise zu Bildung und Industrie.

Nowa Huta, das aus dem Boden gestampfte große Kombinat bei Krakau, ist dafür symptomatisch, wie sich freilich darin auch die enge Verflechtung der polnischen mit der russischen Wirtschaft ausdrückt. Denn ursprünglich war dieses Werk für die Belieferung Rußlands gedacht; heute beliefert es vor allem die polnische Industrie. Die ehemalige Bauernbevölkerung jener Gegend ist zur Industriearbeiterschaft geworden. An sonnigen Tagen wirkt die Häufung von riesigen Reihenblöcken mit den endlosen, gleichförmigen Fensterreihen und langweiligen Kuben noch erträglich. Bei trübem Wetter ist der Anblick trostlos, eine schlechte Kopie ähnlicher Überbauungen in den USA. Hier, wo man doch frei gestalten konnte, scheint die reine, nackte und seelenfremde Ratio allein den Stil und die Anlage diktiert zu haben. Die Häuser wirken wie tote Mechanismen. (Ameisenhaufen erscheinen dagegen wie beseelte Organismen.)

Einen drastischen Gegensatz zu den modernen industriellen Anlagen bilden unmittelbar daneben die uralten Salzbergwerke von Wieliczka; verkünden die Hochöfen und Schornsteine von Nova Huta die neue Zeit, so verkörpern die Salzbergwerke die handwerkliche und die frühindustrielle Entwicklung. Mit ihren kunstvollen, urzeitlichen Balkenverstrebungen riesiger Abgründe und Schluchten, mit ihren labyrinthischen Holztreppen und ihren immer noch primitiven Einrichtungen ist dies für den Besucher eine Welt phantastischer, ja grotesker Irrationalität, wie ein Reich der Sage, der Alpträume und zugleich hoher handwerklicher Kunst, skurril umspielt von einem skulpturalen Eifer der Bergarbeiter, die hier seit Generationen aus graphitfarbenem Salz seltsame Figuren, religiöse Gestalten und biblische Reliefs formten, als wollten sie dadurch das Grauen und die Unheimlichkeit dieser Tiefenwelt in ihren bösen Gewalten bannen und sich dem Schutze höherer Mächte unterstellen. Von all diesem Unterweltlichen ist im hypermodernen Nova Huta nichts zu spüren; hier waltet nüchterne, berechnende Rationalität. Sie ist ohne Geheimnis und ohne jede Verbindung mit dem, was einst Polens Neigung zum Irrationalen, zur Welt des Ahnens und Träumens bestimmte, sein Erleben befruchtete und darin immer etwas vom Wehen des Orients spürbar werden ließ. Heute finden wir es nur noch verstummt in den Sammlungen der Ahnen, in Museen, die von der Vorliebe jener Zeiten für den Zauber der persischen, armenischen, byzantinischen Kulturen zeugen.

Lernbegierige, interessierte Jugend

Die massive Verbeamtung, wie sie der totalitäre Staatskapitalismus zur Folge hat, ist für die geistige Lebendigkeit eines Volkes kein Gewinn. Das wird erfreulicherweise aufgewogen durch den Auftrieb, den die junge Generation erfährt, und durch die Ermutigung zu höherer Schulung. Konnten früher fast nur die Söhne und Töchter der gutsituierten bürgerlichen Schichten studieren, so bevölkert heute die junge Generation aus dem Bauern-, Arbeiter- und Kleinbürgerstand die Universitätssäle. Es ist eine lernbegierige, eifrige, muntere Jugend, mit leidenschaftlichem Interesse für Theater, Literatur, Kunst. Man sieht sie in den Museen, an den Ausstellungen, in Vorträgen und Konzerten. Überall bestimmt die Jugend das Bild. Wie sie politisch denkt, ist nicht leicht festzustellen, da sie sich weit mehr kulturell und wissenschaftlich interessiert, politisch sogar betont Distanz markiert.

Stipendien und Sozialversicherung

Einem großen Teil der Jugend wird das Studium durch Stipendien erleichtert oder überhaupt ermöglicht. Hier könnten manche Länder des Westens, die nur sehr zögernd und oft noch recht kleinlich bürokratisch ihre Stipendien verteilen — wie etwa unsere kantonalen Behörden —, sich ein Beispiel nehmen. Von 10 Schülern sind oft 8 Stipendiaten. Auch werden in Polen nicht, wie dies in der DDR der Fall sein soll, die Kinder von Parteimitgliedern bevorzugt. Große Studentenheime bieten Tausenden von Studierenden Unterkunft; gewiß eine äußerst einfache Bleibe, vor allem meist keine Einzelzimmer; aber der Wohnungsnot der Studierenden, die in westlichen Ländern vielfach zu einer skandalösen Kalamität geworden ist, wird auf diese Weise zielbewußt und erfolgreich gesteuert. Das Studium stellt für die jungen Menschen sogar eine relativ sorgenfreie Periode dar, dank der Hilfe des Staates und teilweise auch der Familien. Weit weniger leicht ist die darauf folgende Berufszeit. Die Gehälter für intellektuelle Berufe sind sehr niedrig, deren Kaufkraft gering. Dem wird oft entgegengehalten, alle Polen hätten den unentgeltlichen Gesundheitsdienst, der ihnen jede Sorge in dieser Hinsicht abnehme. Gewiß ist es für ein Land, das bisher nicht einmal so etwas wie eine embryonale Kranken- und Sozialversicherung kannte, eine wertvolle Errungenschaft, diese Versicherung nun allgemein eingeführt zu sehen. Aber es ist weder ein «Geschenk des sozialistischen Staates», noch eine Form, die diejenige des Westens überträfe. In Wirklichkeit wird diese Versicherung ja von den Löhnen abgezogen; nur geschieht dies gewissermaßen lautlos, anonym; denn es wirkt selbstverständlich weit «fortschrittlicher», wenn man den Arbeitern, dem Volk von «Gratis-Gesundheitsdienst» spricht, als wenn man bei entsprechend

höheren Löhnen davon die Prämien sichtbar und nachrechenbar abzieht. Vergleiche ich die Leistungen der Krankenkassen bei uns oder in Deutschland mit dem scheinbar «unentgeltlichen» Gesundheitsdienst Polens, so gebe ich der privaten Organisation den Vorzug. Sie ist keineswegs teurer, sondern billiger, wenn man die hohen Abzüge berücksichtigt, die sich in den niedrigen Löhnen ausdrücken, dazu qualitativ eindeutig besser. In Polen gibt es in der Krankenbetreuung recht markante Grenzen der Gleichheit. Für hohe Parteifunktionäre und andere privilegierte Personen gibt es zum Beispiel in Warschau ein Sonderspital, wo die Patienten Einzelzimmer haben und eine ausgezeichnete Pflege erhalten. Die große Masse aber muß sich damit abfinden, unter Umständen in einem Raume mit 15 oder 20 Betten zu liegen, die dicht aneinander gerückt sind. In den Sprechzimmern der Ärzte sind Wartezeiten von vielen Stunden die Regel, vorherige Festlegung der Untersuchung ist nicht möglich. Die besser gestellten Kreise halten sich daher an die Privatpraxis der Ärzte und zahlen so gewissermaßen doppelte Beträge: im reduzierten Lohn die Staatsprämie für den «Gratis»-Gesundheitsdienst und in der meist hohen Rechnung des Privatarztes.

Die Bedeutung der Intellektuellen

Nach wie vor spielen heute in Polen die Intellektuellen, die geistig Tragenden und Schaffenden, eine maßgebende, richtungweisende Rolle, dies umso mehr, als ja — im Gegensatz zum Westen — hier im Reich des totalen Staatsunternehmertums weder die Industrie- und Wirtschaftsführer noch die politischen Kräfte (außer denen der Partei) im Kräftespiel der Eliten in Erscheinung treten können. So sind für die Bildung einer freien «öffentlichen» Meinung neben der offiziellen, die intellektuellen Kreise tragend und wegweisend. Denn hier muß man zwischen der «offiziellen» und einer sozusagen unterschwelligen, aber durchaus feststellbaren und spürbaren «öffentlichen» oder «allgemeinen» Meinung unterscheiden, die sich zwar oft nur verhüllt und sozusagen im Flüsterton kundgeben kann, die aber gerade dadurch nur umso wirksamer und einflußreicher ist. Diese Feststellung drängt sich nicht nur nach Gesprächen mit Intellektuellen auf; sie bestätigt sich ständig aus der Unterhaltung mit Vertretern aller Volksschichten, die Bauern vielleicht ausgenommen. Ob Taxiführer, ob Hotelportier, ob kleine Angestellte, ob Arbeiter, ob Beamte oder manchmal auch hochgestellte Direktoren — aus ihren Bemerkungen und Äußerungen ergibt sich im Grunde durchwegs das gleiche Bild. Niemand scheint vom herrschenden System befriedigt. Man ersehnt sich mehr Freiheit — zum Beispiel auch nur die Freiheit, einmal eine kurze Reise in das westliche Ausland machen zu können, ohne der Devisennot und der politisch sichtenden Paßaufsicht unterworfen zu sein.

Die meisten sehen bloß resigniert ein, daß zur Zeit eine andere Lebens- und Staatsform nicht realisierbar erscheint, und finden sich damit äußerlich ab; von einer echten Begeisterung jedoch konnte ich nicht viel bemerken. Nicht einmal am 1. Mai, den ich zufällig miterlebte. Ja, in gewissem Sinne wurden mir diese Feiern, die als zwanzigjähriges Jubiläum der Befreiung Polens und der Gemeinschaft mit Rußland ein besonders lautes und massives Gepräge aufwiesen, zu einer lehrreichen Bestätigung vieler Eindrücke. Es mag daher angebracht sein, hierüber einiges zu sagen, ausgehend von einigen zwar zufälligen, aber doch, wie mir scheint, recht symptomatischen Erlebnissen.

Als ich einige Tage vor dem 1. Mai einer Aufführung von Max Frischs «Don Juan oder die Liebe zur Geometrie» beiwohnen sollte, die im Theater des Kulturpalastes stattfand, geriet ich unerwartet in eine politische Feierstunde; ein kleinbürgerliches Publikum füllte den Theaterraum. Vorn auf der Bühne stand, festlich mit den roten und den polnischen weiß-roten Fahnen umhängt, ein Rednerpult, hinter dem ein Herr eine Rede ablas. Er las sie peinlich genau ab, ohne jeden Versuch, die lange Reihe von statistischen Zahlen, mit denen die Fortschritte der letzten zwanzig Jahre belegt wurden, auch nur durch einen einzigen persönlich gesprochenen oder gar spontanen Satz zu unterbrechen und zu beleben, aus dem so etwas wie die eigene Überzeugung oder das innere Empfinden des Sprechenden spürbar geworden wäre. Ich habe selten eine derart lederne, langweilige, unpersönliche Rede gehört und wunderte mich nur, daß das Publikum sich eine solche Tirade, die sehr ausgiebig währte, ohne Bekundung der Langeweile gefallen ließ. Vom Schwung eines echten politischen Willens, von einer eigenen Überzeugung — nach 20 Jahren Kommunismus — war hier rein nichts zu spüren. Es war die Rede eines Funktionärs, der zu dieser Aufgabe abkommandiert worden war. Zuerst dachte ich, in den falschen Saal geraten zu sein und wollte mich zurückziehen. Dann aber schien mir diese unerwartete Ouvertüre zum Stück von Frisch, in der mehr von trockener Geometrie als von Don Juans Zauber zu spüren war, aufschlußreich genug, so daß ich sie mir bis zuletzt anhörte. Der Beifall war flau und wirkte pflichtgemäß wie die Rede selbst.

Ähnliches wiederholte sich, als ich am Vorabend des 1. Mai in Krakau zu einer Kabarett-Premiere ins Café Michalik gekommen war. Auch hier ging der Aufführung eine Mai-Rede voraus. Und auch hier dieselbe trockene, vorschriftmäßig vorgelesene Ansprache eines Funktionärs; «Ansprache» ist im Grunde nicht zutreffend, denn er sprach die Hörer überhaupt nicht an, er wandte sich nicht an sie, sondern nur an sein Papier, aus dem er mit peinlicher Sorgfalt ablas. Wie in Warschau, wurde jeder Ausdruck persönlichen Empfindens ängstlich vermieden. Ich konnte nicht herausfinden, ob dies aus Furcht geschah, es könnte ihm ein nicht ganz parteikonformer Ausdruck unterschlüpfen, oder aus dem Gefühl, daß das Publikum ohnehin keinen

Wert auf diesen offiziellen Auftakt lege und ihn eher pflichtschuldig über sich ergehen lasse. Denn die dichtgedrängten Hörer waren gekommen, um zwar auch Politisches, aber anderen Geistes zu vernehmen. Und im nun folgenden Kabarett, von der winzigen, improvisierten Bühne vorn am langen, rauchgefüllten Schlauch des altwienerischen Café Michalik aus gespielt, kam es voll auf seine Rechnung.

Hier war all das, was jenen Maireden fehlte: Witz, Leben, Schwung, Mut, Originalität und scharfes kritisches Betrachten und Denken. Es war die Premiere eines neuen Programms. «Unser ist das Paradies» hieß es, und was es verhieß, erfüllte es auch voll und ganz. Anhand der Episoden des ersten Buches Moses, beginnend mit der Erschaffung von Adam und Eva bis zum Einzug ins gelobte Land, wurden Zustände und Vorfälle in Polen mit Ironie und Witz geistvoll und mutig persifliert: bei der Arche Noah die Hintergründe des staatlich gelenkten, rettenden Aufbaus; die Himmelsleiter in Jakobs Traum bot vielsagende Analogien zum Aufstiegsfieber politischer Parteikarrieristen, wie zur Angst des biedern Bürgers vor dem plötzlichen steilen Absturz, der sich jederzeit ereignen kann. Aarons Versagen und der Tanz ums Goldene Kalb verrieten, daß es auch im gelobten Lande der neuen sozialistischen Republiken nicht viel anders zugeht als in den verrufenen kapitalistischen Ländern und daß auch hier gilt: Zum Golde drängt, am Golde hängt doch alles ... Mit dem Einzug in das gelobte Land, das selbstverständlich ein perfektioniertes, rationell totalitär geplantes Paradies ist, schloß die Folge sprühender, hinreißend dargebotener Szenen, jede immer wieder von einem warnenden kleinen Chor kommentiert: nicht den Verfassern noch den Darstellern, sondern nur dem Publikum könnte es zur Last fallen und eventuell von der Zensur angekreidet werden, wenn hier gänzlich unbeabsichtige «Analogien» zwischen dem Alten Testament und dem neuen Polen gesucht würden, die selbstverständlich den Kabarettisten ganz fern lägen.

Es sind Schauspieler des Slowackitheaters, die nach der dortigen Vorstellung um 11 Uhr abends bis 1 Uhr morgens ihr Kabarett spielen, das bereits eine lange Tradition hat. Ich fragte den Leiter und Hauptverfasser der Texte, ob er nicht Schwierigkeiten mit der Zensur habe. «Selbstverständlich muß ich die Texte vorher vorlegen, und vorderhand habe ich die Spielerlaubnis», meinte er. «Aber ich bin natürlich nie sicher, ob nicht nachträglich ein Eingriff erfolgt, wenn nämlich die Wirkung aufs Publikum zu deutlich werden läßt, wohin das Spiel zielt.» Da nützt dann auch die Flucht hinter den warnenden Chor nichts, mit dem man die Schuld aufs Analogie-suchende Publikum abschiebt. Und selbstverständlich darf am Schluß der devote Kotau vor dem politischen Ideal nicht fehlen. Alles Kritische und Ironische soll ja nur der Verbesserung der Zustände und also der Förderung des totalitären Aufbaus dienen, und zugleich soll diese «Freiheit der Kritik» die Stärke des Regimes demonstrieren.

Für viele aber sind diese Vorstellungen voll Humor, Witz und Sarkasmus ein erwünschtes Ventil, um zeitweilig den lastenden Druck loszuwerden und ausgesprochen zu finden, was den Einzelnen im Alltag bewegt und worüber er sich seine Gedanken macht. Ohne solche Ventile kommt kein totalitäres System aus, am allerwenigsten in einem intelligenten und kritischen Volke.

Die polnische Zensur ist zweifellos zu gut avisiert und das Regime zu klug, als daß es solche Ventile ganz unterdrücken würde. Nur darf man daraus keine allzu optimistischen Schlüsse in bezug auf den freiheitlichen Sinn der Staatsmacht ziehen. Die immer wieder aufflammenden Proteste seitens größerer Schriftstellergruppen lassen doch auf starken Druck schließen. Dem ausländischen Besucher freilich wird volle Redefreiheit gewährt; aber die Kreise, in denen er zu einem offenen Reden Gelegenheit erhält, sind eng gezogen und erreichen nur eine ganz kleine Hörerschaft. Die Presse nimmt nur ganz allgemein Notiz und hütet sich, Äußerungen wiederzugeben, die eventuell mit der offiziellen Auffassung nicht im Einklang stehen

Massenaufmärsche und Demonstrationen

Massenaufmärsche und organisierte Großmanifestationen gehören zum Bild jeder totalitären Staatsgewalt. Nur die Farben der Fahnen und Spruchbänder wechseln. An solchen fehlte es am 1. Mai nun wahrlich nicht, im Gegensatz etwa zu den bescheidenen, konventionellen Maifeiern im Westen. Alle Register der «Volksdemonstration» wurden da gezogen, planvoll und vorzüglich organisiert, von den Jugendaufmärschen bis zu den endlos dauernden Straßenumzügen, vom roten Fahnenwald bis zu den Reden und Sprechchören. Es war teils ein Volksfest der Menge, die sich des freien Tages freute, teils eine wohlorganisierte Mechanik der Massenbewegung; vorzüglich vorbereitet, wuchtig, und insofern eindrucksvoll. Und doch kann der Betrachter nicht umhin, unwillkürlich an Le Bons «Psychologie des Foules» oder an Tocquevilles, an Mannheims, de Mans und anderer Analysen der Massenbewegungen zu denken. Heute, selbstverständlich und ehrlich, gemeint für den Frieden und für die Völkerverständigung eingesetzt. Aber gleichzeitig wird damit im Unterbewußten ein Keim gelegt, der, wenn nötig, für ganz andere Ziele großgezogen werden kann.

Insofern sind alle diese heute so beliebten Massenmobilisationen und Massendemonstrationen, im Westen wie im Osten, ambivalent. Bedenkt man, wie sie einhergehen mit den am Fernsehschirm, in Illustrierten und im Kino fast ununterbrochen gezeigten militärischen Massenaufmärschen, so kann man diese Vorliebe für Massendemonstrationen nur mit gemischten Gefühlen betrachten. Und der unbefangene Freund des Friedens und des sozialen Fortschritts fragt sich, freilich völlig platonisch, wann denn einmal zivilisierte,

gebildete Völker allmählich herauswachsen werden aus diesen primitiven und letztlich barbarisch anmutenden Formen des Gemeinschaftsgeistes und ob nicht mit der Zeit differenziertere, beseeltere und edlere Ausdrucksweisen vaterländischer und politischer Überzeugung sich einstellen werden. Gerade in Polen, dessen Patriotismus von alters her durch schwungvolle, humanistische und künstlerische Züge geprägt ist, bereichert durch die starken regionalen Kräfte der Volkskunst, mutet die monotone, nur durch ihre Masse wirksame und überall gleiche Manifestation, wie sie diesen Maifeiern eigen war, eher als geistige und soziale Verarmung an. Die perfektionistische Technik der zentralen Massenmanipulation tritt an Stelle eines spontanen, individualisierten Ausdrucks gemeinsamen Empfindens; die abstrakte Apparatur eines Retorten-«Kollektiven», an Stelle eines echten, und das hieße immer auch hochdifferenzierten, individualisierten Gemeinschaftsbewußtseins. So gewann der Anblick der von roten Fahnen, Spruchbändern und andern 1.-Mai-Zeichen überschwemmten Stadt Krakau für mich eine nachdenklich stimmende Symbolik. Diese grelle Flut roter Tücher wirkte auf mich wie ein Erröten der edlen, von Geist und hohem Sinn geprägten ehrwürdigen Stadt, die in ihren Denkmälern, Bauten, Kunstwerken, wie auch in der volksfreundlichen Anmut und im demokratischen Sinn ihrer Ringanlagen, der «Planty», von einem natürlich gewachsenen, nicht von einem künstlich gemachten Gemeinschaftsgeist zeugt.

Große Bedeutung der Kirche

Wenn ich an späten Sonntagvormittagen durch die Straßen Warschaus wanderte, begegneten mir zwei große Menschenströme: die einen kamen von dem Fußball-Stadion, die andern aus den Kirchen. Aber die Scharen, die aus den dichtgefüllten Kirchen strömten, schienen mir noch größer, ihre Züge länger. Die Kirchen sind immer stark besucht, auch an Werktagen, erheblich mehr als etwa bei uns in der Schweiz. Und es sind alle Volkskreise und alle Altersschichten anzutreffen, völlig demokratisch in einer Gemeinschaft des Geistes vereint. Der polnische Staat hat gar nicht erst versucht, den Kirchenbesuch zu erschweren oder zu verhindern, und es finden sich unter den Gläubigen sowohl Parteileute wie Parteilose und Regimegegner. Natürlich spielt auch hier, wie überall, das Konventionelle eine wesentliche Rolle, die Gewohnheit ist meist stärker als der Glaube. Aber die Kämpfe, mit denen Moskau der Religion und der Kirche zu Leibe ging, haben hier teils in schwachen und mehr im Hintergrund wirkenden Spannungen, teils in sehr harten fiskalischen Maßnahmen Wellen geworfen. Drastische Eingriffe wurden meist verhindert, wenn auch die Kirchen von harten steuerlichen und sonstigen fiskalischen Lasten ständig bedrängt sind[3].

Die Kirchen, von denen zahllose zerstört oder ausgebrannt waren, sind großenteils wieder aufgebaut und innen teils im einstigen Stil, teils in moderner Ausstattung eingerichtet, größtenteils dank privater Spenden und Hilfen des Auslandes, insbesondere des Vatikans und Amerikas. Der Staat trug bei, wo es sich um den Schutz und die Wiederherstellung wertvoller Kunstdenkmäler handelte, so etwa des prachtvollen Veit-Stoß-Altars in der Krakauer Marienkirche oder im Dom des Wawel mit den Königsgräbern. Eine Opposition gegen die religiösen und kultischen Bedürfnisse des Volkes könnte sich die Regierung, selbst wenn sie es wollte, gar nicht leisten. Ich war Zeuge einer rührenden Bekundung dieses Volksempfindens, als ich am Grabmal der heiligen Jadwiga im Wawel Hunderte von Zettelchen verstreut liegen sah. Es waren kleine Briefchen, in sauberer Schrift geschrieben, die Schulkinder dorthin gelegt hatten; einige baten die verehrte Heilige um Hilfe beim Lernen, andere um eine glückliche Zukunft, um Heilung von Krankheit, um Genesung der Mutter oder eines Geschwisters. Unmittelbarer als vieles Spektakulärere verriet mir diese unbeholfen kindliche Kraft des Vertrauens, wie stark und tief auch in der jüngeren Generation die Regungen sind, die mit bloß utilitärer Staatshilfe und kollektivistischen Hoffnungen nicht abzuspeisen und zu entwurzeln sind. Eine Unterdrückung solcher Impulse und Träume erscheint weder möglich noch sinnvoll. Das wissen die Träger der Staatsmacht sehr wohl. Als westlich geschulte und in abendländischer Tradition gereifte Menschen spüren sie, unter allen Ostländern vielleicht am sichersten, wo ihrer Herrschaft und ihrem Einfluß unüberwindbare Schranken gezogen sind.

Ihr Walten ist westlich geprägt, bei allen Zugeständnissen an die Machthaber in Moskau. Sie ist, wenn man so sagen darf, etwas humaner, bis zu einem gewissen Grade toleranter, moderierter als anderswo im Osten. Sie könnte auch kaum versuchen, weltberühmten Gelehrten und Schriftstellern, die zur Opposition gehören, den Kontakt mit dem Ausland durch Reisen zu verbieten. Zwar sagte mir einer dieser Gelehrten, der erneut nach Amerika zu Vorträgen eingeladen war und der aus seiner kritischen Einstellung zum Regime kein Hehl macht, er sei nicht sicher, ob er den Paß und das Ausreisevisum erhalte. Doch würde eine solche Maßnahme einen Sturm der Entrüstung in der freien Welt auslösen, und das stünde kaum im Einklang mit dem Wunsch des Regimes nach besseren und intensiveren Beziehungen zum Westen.

Hier wird, wie in vielen Dingen, die bewährte polnische Schmiegsamkeit spürbar, die sich unter dem einstigen zaristischen Regime zu hoher Kunst ausgebildet hat. So sind auch die heutigen Machthaber zwiefach Gefangene, nämlich Gefangene Moskaus wie zugleich und weit mehr ihrer angeborenen polnischen Natur. Und darin wird, in gewissem Sinne erfreulich, erneut sichtbar, wie sehr sie am mächtigsten durch die weit stärkeren überlieferten geistigen Leitbilder und Erziehungswerte ihrer Heimat geformt sind.

In Polen wird ungeheuer viel gelesen. Bücher, Zeitschriften sind billig, die Auflagen sind immer sehr rasch vergriffen. Als kürzlich Słonimskis *Gesammelte Gedichte* erschienen, ein Band von mehreren hundert Seiten, war das Werk innert 10 Tagen in einer Auflage von 6000 Exemplaren ausverkauft (welcher Schweizer Lyriker, dessen Werke in vielen Jahren oft nicht einmal den Absatz von ein paar hundert Exemplaren erleben, würde das nicht mit Staunen vernehmen!). Ein prachtvolles Kunstbuch, das in vielen großen Tafeln, farbig und einfarbig, den Altar von Veit Stoß abbildet und dabei erstaunlich preiswert ist, war in erster und zweiter Auflage alsbald vergriffen. Das sind Zeichen der literarischen und künstlerischen Aufgeschlossenheit des polnischen Publikums. Der andere Grund ist prosaischer: Da man weiß, daß neue Auflagen jeweils jahrelang und noch länger nicht mehr gedruckt werden, angeblich infolge von Papiermangel und Überlastung der Staatsdruckereien, stürzt sich die Leserschaft gleich nach Erscheinen eines neuen Buches auf dieses, und daraus erklärt sich der rapide Absatz auf teilweise recht banale Art. Merkwürdigerweise werden die Drucksätze von gängigen Büchern nicht aufbewahrt, sondern es wird jede neue Auflage neu gesetzt. Auch photomechanische Neuauflagen scheinen wenig gebräuchlich. So sind viele gesuchte Werke leider oft sehr lange Zeit nicht erhältlich, wie zum Beispiel die große epische Dichtung von Stanislaw Vincenz *Na Wysokiej Poloninie*, die heute nur in englischer Übersetzung erhältlich, für die polnischen Käufer jedoch unerschwinglich ist, obwohl sie seit langem als unter die fast klassischen Werke heutiger polnischer Dichtkunst eingereiht gilt und heute in der Schweiz bekannter ist als in Polen. Ein gleiches gilt von den glanzvollen, geistreichen Essays von Jerzy Stempowki, der seit 1940 als Emigrant in Bern lebt und der seinerzeit vielbeachtete literarische Vorträge am Warschauer Theater zur Ausbildung der dortigen Schüler hielt[4]. Kotts *Shakespeare-Buch*, das in zahlreichen Übersetzungen die Runde um die Welt antrat, wird zwar ab und zu neu aufgelegt, aber in viel zu kleinen Auflagen, und ist immer wieder vergriffen. Und jedesmal muß der Drucksatz neu hergestellt werden. Wenn ich einer etwas maliziösen Bemerkung trauen darf, rührte diese seltsame Verlagspraxis daher, daß man die vielen Setzer in den Staatsdruckereien im Interesse einer Verhütung von Arbeitslosigkeit eben beschäftigen müsse. Ich war nicht in der Lage, diese Aussage nachzuprüfen. Sie stünde jedenfalls in seltsamem Widerspruch zur Behauptung eines führenden Parteimitglieds, in wenigen Ländern werde für die Förderung und Unterstützung der Intellektuellen so viel geleistet wie in Polen. Denn schließlich gehört das rasche Herausgeben viel verlangter wertvoller Bücher zu einem der wichtigsten Mittel, den geistig Schaffenden Förderung zu bieten, von Reisen ins Ausland ganz abgesehen.

Die materielle Situation der Gelehrten und Schriftsteller

Recht widerspruchsvoll waren auch die Angaben, die mir über die materielle Situation von Gelehrten und Schriftstellern gemacht wurden. Hier zeigen sich überraschende Unterschiede und werden oft diametral entgegengesetzte, unvereinbare Zahlen genannt. Während mir ein bekannter Gelehrter und Universitätsprofessor vorrechnete, wie beträchtlich seine Einkünfte seien, dazu bei einer geradezu lächerlich niedrigen Miete für seine Vierzimmerwohnung in einer hübschen, gut gelegenen Villa und mit der Möglichkeit, die regulären Bezüge durch Einkünfte aus Amerika und andern westlichen, devisenstarken Ländern zu ergänzen, bewies mir ein noch bekannterer wissenschaftlicher Autor, der ebenfalls im Auslande publiziert und dort berühmt wurde, wie schlecht im allgemeinen die geistig Schaffenden gehalten seien. Ein Professor komme auf ein Monatsgehalt von ca. 400 SFr. (zum offiziellen Touristenkurs umgerechnet). Das reicht natürlich nur für eine äußerst bescheidene Lebenshaltung, und von Anschaffung ausländischer Bücher, außer aus dem Osten und der DDR, kann kaum die Rede sein. Anderseits werden, wie mir ein hoher Parteifunktionär und Professor sagte, in Polen alle wissenschaftlichen Arbeiten honoriert, und zwar recht hoch — während im Westen bekanntlich wissenschaftliche Beiträge lediglich durch Lieferung von Sonderabzügen «honoriert» werden. (In der Tat ein seltsamer Atavismus in einer Welt, die nichts höher wertet als Wissenschaft — dies vielleicht bisweilen bis zum Extrem!) Angesichts solcher widersprüchlicher Angaben ist es nicht leicht, sich ein wirkliches Bild der Situation geistig Schaffender zu machen. Sicherlich geht es vielen Schriftstellern und Gelehrten in Polen recht gut; sie haben viele Erleichterungen für ihre Arbeit.

Dem «Oppositionellen» Słonimski ist zwar die Publikation von Büchern im Staatsverlag gestattet, das Veröffentlichen von Aufsätzen in Zeitschriften jedoch untersagt. Seine Kritik gilt als «destruktiv» und «veraltet», bei aller Verehrung, die seine Gedichte genießen, die in allen Schulbüchern enthalten sind. Seither haben die verschiedenen Prozesse gegen renitente und kritische Autoren gezeigt, wie schlecht es um die literarische Freiheit steht.

Kulturaustausch bedingt Gegenseitigkeit

Ein schwieriges Problem ist die Frage des Kulturaustausches, den Polen so sehr wünscht und großzügig durch Einladungen an ausländische Gäste, Vertreter der Wissenschaft, Kunst, Literatur und Musik ständig fördert und anregt. Das ist für beide Teile höchst wertvoll, und es ergeben sich daraus fruchtbare Verbindungen über die Grenzen. Es wird auch sehr viel ausländische Literatur ins Polnische übersetzt; Zeitschriften drucken ganze Dramen

von Brecht, Ionesco, Beckett, Sartre, Dürrenmatt und Frisch ab; es wird viel moderne Lyrik übersetzt. Die Tradition des Übersetzens ist in Polen alt und rege; Boy-Zielinski hat eine Unzahl von Werken der Weltliteratur musterhaft übertragen, und auch heute ist man in Polen über französische, englische und amerikanische sowie deutsche Literatur vorzüglich orientiert. Ich habe den Eindruck, daß die gebildete Jugend Polens über ausländische Literatur weit besser im Bilde ist als viele Franzosen, Engländer oder Schweizer. Sie ist wißbegierig, neugierig und diskutiert lebhaft alle Neuerscheinungen, frei von allem Provinzialismus oder gar von nationalen Vorurteilen.

Nun beruht aber ein Kulturaustausch auf Gegenseitigkeit, das heißt es müßte den Polen ebenso leicht gemacht sein, ins Ausland zu reisen, wie Ausländer bei sich zu sehen. Dem stehen aber leider die größten Hindernisse entgegen; sie sind teils finanzieller, teils politischer Natur. Polen ist ein devisenarmes Land und muß die fremden Devisen für die Einfuhren lebenswichtiger Güter verwenden. Hier zeigt sich erneut die Schwäche des Staatskapitalismus. Reisen ins Ausland sind heute noch ein Privileg weniger und nur möglich, wenn man entweder fremde Devisen besitzt oder einer Einladung folgen kann. Solange die Diskrepanz zwischen den wirtschaftlichen Verhältnissen des Ostens und des Westens noch so groß ist, wünscht das Regime zudem gar nicht, daß allzu viele Polen den krassen Unterschied aus eigener Anschauung erkennen können.

So bleibt wohl noch auf recht lange Zeit hinaus der Wunsch nach Kontakten, nach einem persönlichen Kulturaustausch, nur einseitig erfüllbar. Das ist bedauerlich, umso mehr, als der Westen aus solchen Begegnungen viel Wertvolles zu gewinnen hätte. Immer bildete für den Okzident die Berührung mit dem slawischen Element, und darunter gerade mit Polen, eine innere Auffrischung, eine Belebung irrationaler Bewußtseinskräfte, frei von doktrinärer, übersteigerter Extremhaftigkeit, durch eine organische, ungekünstelte Ursprünglichkeit. Man kann sich fragen, ob nicht manches an den überspitzten, verzerrten und mehr ausgeklügelten als erlebten Formwandlungen, in denen sich ein Teil heutiger Literatur gefällt, darauf zurückzuführen ist, daß es dem Westen seit so langer Zeit an einem ungestörten und allseitigen, engen Kontakt mit dem Slawentum und dessen so viel natürlicherer Irrationalität gefehlt hat; dies gilt für die Kontakte mit Russen und Polen in erster Linie.

Ermutigende Vitalität, dirigistische Hindernisse

Im Hotel in Warschau sah ich einmal auf dem Stuhl eines Liftboys ein aufgeschlagenes Buch liegen, während ich auf den Lift wartete. Ich schaute hinein — es war Homers *Odyssee*. Ich fragte den Mann, einen einfachen Angestellten in mittleren Jahren, wie ihm die Dichtung gefalle und ob er öfters solche Bücher lese. «Ich finde diesen Homer großartig», meinte er, und man

spürte, daß er aufrichtig begeistert war. Er habe schon mehr als tausend Bücher gelesen und ihm sei solche Lektüre das Schönste seiner freien Tage und Abende. Er wolle alle Meisterwerke der Weltliteratur kennenlernen. Nun gab es solches immer und überall. Ich erinnere mich eines Wiener Straßenbahnführers, der sich in den Wartepausen an der Endstation in Goethes Faust vertiefte.

In den Theatern, die fast immer voll besetzt sind, sieht man alle Bevölkerungskreise, Arbeiter, Angestellte, Intellektuelle, und alle Altersstufen. Besonders stark ist die Jugend vertreten. Sie kümmert sich, besonders die studierende und gebildete Jugend, weit mehr um Literatur, Theater, Musik als um Politik. Daran ist das Regime übrigens selber schuld. Es duldet keine allzu freimütigen Diskussionen unter den Jungen. Ein Klub der Jungen, der sich kürzlich in Warschau gebildet hatte, wurde, sobald er Vertreter der Parteiregierung zu Aussprachen einlud, kurzerhand verboten, da die Fragen und Kritiken der Jungen sich offenbar als zu unbequem für die Verteidiger der Parteipolitik erwiesen hatten. Auf diese Weise freilich kann keine verantwortliche, staatsbürgerlich gesinnte Jugend heranwachsen. So bleibt der politisch interessierte Nachwuchs auf enge Parteikreise mit ihrer doktrinären Büffelei und ihrem Nachwuchskader-Drill beschränkt; die notwendige Erneuerung und Erweiterung durch kritische, selbständig denkende, wahrhaft führende Köpfe bleibt aus.

Die Situation Polens läßt sich richtig und abwägend nur begreifen, wenn man bedenkt, daß der heutige Staat nahezu aus dem Nichts wieder beginnen mußte. Da das Land in seiner Geschichte wiederholt schwere Zeiten von Krieg und Unterdrückung erlebte, kam ihm nun zugute, daß es in solcher Lage eine reiche Erfahrung besitzt und darin auch immer wieder einen zähen Regenerierungswillen bewiesen hat. Besonders erschwerend und völlig neu aber wirkte eine Tatsache, vor die sich Polen nach dem Kriege gestellt sah: die fast völlige Vernichtung seiner Intelligenz, der polnischen wie der jüdischen Führungskräfte, die eine bis heute schmerzlich fühlbare Lücke, sozusagen ein biologisches Generationenvakuum, zurückgelassen hat. Häuser, Spitäler, Bahnhöfe, Kirchen, Straßen und Brücken lassen sich relativ rasch wieder herstellen und aufrichten. Aber der Ausfall einer ganzen großen Schicht geistiger und politischer Begabungen, das Auslöschen der Kader aus allen Altersschichten, das sind Verluste, die weit schwerer zu heilen und auszugleichen sind. Daran leiden natürlich heute noch die meisten kriegführenden und kriegsbetroffenen Länder, keines aber in so ungeheurem Ausmaß wie Polen. Es ist durch Himmlers satanischen Ausrottungsplan, der aus den Polen ein Helotenvolk für die arische Herrenrasse machen wollte, in einer Weise ausgeblutet, entmarkt worden, wie kaum ein anderes Volk unserer Zeit. Man kann Polens Situation nur mit derjenigen Deutschlands im Dreißigjährigen Krieg vergleichen.

Umso eindrucksvoller ist die Regenerierungskraft, die im Wiederaufbau des Landes wirksam geworden ist und die von einer Vitalität, von einem seelischen und geistigen Antrieb zeugt, wie man es noch 1945 kaum für möglich gehalten hätte. Und langsam füllen sich nun aus den Scharen der Jugend die Kader, wachsen die kommenden Führungskräfte heran. Nach allem, was sich heute in den besten von ihnen regt, wird der Drang nach dem Westen immer stärker werden, nicht nur, weil es der alteingewurzelten Abwehr gegen Rußland entspricht, sondern weil das Volk seinem innersten Wesen nach sich dem Westen zugehörig fühlt. Das haben fast alle großen Polen empfunden und oft durch ihre Emigration in die Schweiz, nach Paris, nach England, nach Amerika bestätigt, wenn im eigenen Lande der fremde Druck und die Unfreiheit zu schmerzlich und aussichtslos wurden. Es ist zu hoffen, daß die Schwierigkeiten und die zum Teil künstlichen, dirigistischen Hindernisse, die einem regeren Austausch nach dem Westen hin noch entgegenstehen, immer mehr beseitigt werden können, zum Wohle Polens, das uns durch seine Geistesart und Tradition nahesteht, zum Gewinn des Westens, der von jeher diesem hochbegabten slawischen Volke stete und fruchtbarste Impulse verdankt.

[1]Der Entschluß, Warschau an der gleichen Stelle wieder aufzubauen, stand lange Zeit nicht fest; nur mit einer kleinen Mehrheit beschloß die Lubliner Regierung, an der alten Stätte die Stadt wieder erstehen zu lassen. [2]Auch in China geschah dies, bis die «Rote Garde» wie der Ausbruch einer Geistesseuche in ein völlig antichinesisches, zerstörendes Wüten gegen die Werke einer großen Vergangenheit geriet. [3]Die seit Niederschrift dieses Berichts eingetretenen schweren Konflikte zwischen den Bischöfen und dem Regime verraten, wie labil hier das Regime und wie trotz scheinbarer Schwäche unbeirrbar und fest die Kirche steht. Und das gerade versetzt das Regime in Wut und verführt es zu Maßnahmen, die seine Schwäche ebenso verraten wie steigern. Nichts könnte die geistige Hilflosigkeit, die innere Schwäche und die politische Fesselung an Moskau eindringlicher illustrieren als die Sackgasse, in die Gomulka die kirchlich-religiöse Situation geführt hat. [4]Diesem polnischen Emigranten der nobelsten Geistesart danken wir die reizvollen Schilderungen *La terre bernoise* (Librairie Droz, Genève); selten ist der Geist des alten Bern so geistvoll, kenntnisreich und fast genial einfühlend erfaßt und dargestellt worden wie von diesem polnischen Flüchtling, der damit in die Nähe von Rudolf von Tavel rückt. Leider ist das Büchlein wenig bekannt und seit langem vergriffen, obwohl es tiefer und origineller ins «alte Bern» eindringt als so manches, das dieser Welt gewidmet ist.